

26,4 Kilometer

Sport Weil er wissen will, wie sich Langstreckenschwimmen anfühlt, hat unser Kollege ein Jahr lang täglich trainiert. Und dann den Zürichsee der Länge nach durchschwommen. Das Ergebnis: Es ist eine furchtbare Qual. Und gleichzeitig ein Wahnsinnsgefühl. Protokoll eines Selbstversuchs

VON TOBIAS SCHUHWERK

Zürich Patsch. Patsch. Das ist alles, was ich höre. Patsch. Patsch. Das ist alles, was da ist. Seit Stunden schlagen meine Arme auf Wasser und Wellen. Ich bin Taktgeber meiner eigenen Galeere. Und zugleich Sklave ihres Rhythmus. Oder vielleicht auch nur ein Idiot, der sich maßlos überschätzt. Ich kraule durch den Zürichsee. 26,4 Kilometer von Rapperswil nach Zürich.

Ein Jahr lang habe ich mich auf diesen einen Wettkampf vorbereitet. Das bedeutet: Bis zu sieben Mal Training pro Woche. Manchmal zwei Einheiten am Tag. Eine von halb sechs bis sieben Uhr in der Früh. Eine nach Feierabend. Fast alle Allgäuer Seen habe ich – immer begleitet von einem Boot – durchschwommen. Die längste Einheit: 16 Kilometer am Förgensee. So weit zum anstrengenden Teil.

Ziemlich leicht fiel mir dagegen, acht Kilo zuzunehmen, um mich mit einer ausreichenden Fettschicht (ich finde, „Biopren“ klingt besser) in

„Schwimmen ist der Abbruch sämtlicher Brücken zur Zivilisation.“

Schriftsteller Jack London

das Abenteuer zu stürzen. Und warum das Ganze? Weil ich wissen will, wie sich ein Langstreckenschwimmen anfühlt. Weil mir diese Frage nicht aus dem Kopf geht, seit ich im Vorjahr den Weltklasse-Schwimmer Christof Wandratsch interviewte, der heuer mit der Längsdurchquerung des Bodensees (64 Kilometer) für Furore sorgte.

Seine Arme erinnern an fliegende Fische, die auf dem Wasser tanzen. Meine kommen mir schon nach zehn Kilometern vor wie zentnerschwere Sandsäcke kurz vor dem Untergehen. Zum Glück gibt es Dinge, die den Menschen vom Sandsack unterscheiden. Der Kopf. Der Körper. Das Herz. Die Bereitschaft, Dinge positiv zu sehen. Geht auch nicht anders, wenn man sich mit einem offenen Gewässer anlegt.

„Schwimmen ist der Abbruch sämtlicher Brücken zur Zivilisation“, wusste schon Jack London, der selbst ein begeisterter Freiwasserschwimmer war. Genau wie Goethe, der sich geborgen fühlte in einem Element, „das einen zu verschlingen droht und in dem man sich dennoch leichter fühlt – gehoben und getragen“. Oder George Borrow, dessen Gedanken mich auf vielen Trainingseinheiten begleiteten: „Das Schwimmen ist eine edle Übung, sie sollte nicht dazu dienen, den Geist



Weiter, immer weiter: Nach neun Stunden und sechs Minuten hat unser Kollege Tobias Schuhwerk die 26,4 Kilometer durch den Zürichsee geschafft. Mit schweren Schultern, aufgeweichter Haut und zugeschwollenen Augen ist er angekommen. Aber er hat dieses verrückte Vorhaben geschafft. Foto: Anne-Sophie Weisenbach

oder den Körper zu quälen.“ Leider habe ich den Ratschlag nicht immer berücksichtigt. Nach einem intensiven Programm im Juni (178 Kilometer) streikten die Schultern. Eine tückische Entzündung warf mich aus der Bahn. Im letzten Monat vor dem Wettkampf konnte ich gerade mal 30 Kilometer abspulen. Zu wenig für dieses, sagen wir, gewagte Projekt?

Vor dem Zürichseeschwimmen habe ich oft darüber gegrübelt (und Freunde und Familie in einem semi-depressiven Anflug hinlänglich genervt). Und mir fiel immer wieder der letztlich ja berechtigte Einwand eines Schwimmfunktionärs ein: „Statt weniger Leute, die viel schwimmen, brauchen wir viele Leute, die wenig schwimmen.“ Nach dem Start sind alle Zweifel zunächst wie ausgeblendet. Endlich geht es los. Mit einem Schlag wird alles Abstrakte urplötzlich konkret. Ich bin in meinem Element.

Doch dann stürze ich bei Kilometer 14 in eine schwere Sinnkrise. Ein Sturm zieht auf und treibt dunkle Gewitterwolken über den See. Die Wellen schlagen ungewohnt hoch, die Warnungsleuchten am Ufer blinken auf Alarmstufe eins. Bei Stufe zwei müssen alle Schwimmer sofort aus dem Wasser. Ganz ehr-



lich: Ich sehne diesen Moment herbei. Zum ersten Mal habe ich Angst beim Schwimmen. Ich fluche (und werde später erleichtert feststellen, dass niemand diesen Ausbruch dokumentierte...) und beruhige mich mit einem einzigen Satz aus einem Johnny-Cash-Song, der mich wie ein Mantra begleitet: „I'm gonna stand my ground.“ Bedeutet zu Deutsch etwa: „Ich werde mich behaupten“, was im Vergleich zum

Englischen zugegebenermaßen etwas plump klingt. Jedenfalls: Trotz der misslichen Lage arbeitet der Kopf sehr präzise – wie eine zweite Stimme oberhalb der Melodie. Sie hämmert mir ein: Unfreiwillig aufgeben hat zumindest noch einen Hauch Heroisches. Freiwillig aufgeben dagegen ist ein Affront gegen alle, die mich unterstützten. Darunter meine 93-jährige Tante Erika aus Augsburg, die eigens für den

es wohl so sein. Und tatsächlich: Der Sturm flaut ab, die Gewitterfront verzieht sich, die Sonne kehrt zurück und damit ein Mut machender Gedanke. Das Tief ist durchschwommen. Land in Sicht. Vorerst im übertragenen Sinne. Aber ein paar Stunden später auch buchstäblich: Ab Küsnacht, fünf Kilometer vor dem Ziel, sieht man das Züricher Ufer. Ich spüre nichts mehr, ich verspüre nur noch einen Drang: da hinkommen. Irgendwie. Ein letzter Blick auf die Gastro-Tafel: „Zug um Zug auf Zürich zu. Wir freuen uns auf Dich.“

Ab jetzt gibt es kein Halten mehr. Ich erhöhe die Frequenz. Meine Arme? Fliegende Wale. Bis ich irgendwann Boden unter den Füßen spüre. Taumelnd verlasse ich das Wasser. Irgendjemand hängt mir eine Medaille (bekommt jeder Finisher) und einen Blumenkranz um den Hals. Keine Ahnung, wer es war. Meine Augen sind nach 9:06 Stunden nonstop im Wasser zugeschwollen wie bei einem Preisboxer, der mehr einsteckte, als er austeilten

„Das Schwimmen ist eine edle Übung, sie sollte nicht dazu dienen, den Geist oder den Körper zu quälen.“

George Borrow

konnte. Aber die Schlitze reichen, um die wichtigsten Menschen in meinem Leben zu erkennen. Und glücklicherweise erkennen sie mich auch. Wir liegen uns in den Armen. Tränen fließen. Der Höhepunkt eines denkwürdigen Tages.

Ein Tag, von dem man seinen Enkeln erzählt. Vermutlich mit reichlich Pathos. Wie man damals als bester Deutscher in der Hauptklasse ohne Neoprenanzug ins Ziel kam. Dass ich als einziger Deutscher den vorletzten Platz in dieser Kategorie belegte, nun ja, mit diesen Details wollen wir nachfolgende Generationen doch bitte nicht belästigen. Lieber genieße ich noch einen Blick auf den See. Er breitet sich friedlich vor mir aus. Die Wogen glitzern in den letzten Sonnenstrahlen des Tages.

Und da ist plötzlich wieder dieses Geräusch. Patsch. Patsch. Die nächsten Schwimmer nähern sich dem Ziel. Mit schweren Schultern und aufgeweichter Haut. Patsch. Patsch. Auf dem Weg zu neuen Ufern. Gleich haben sie es geschafft. Was für ein Gefühl.



Tobias Schuhwerk, 39, ist stellvertretender Leiter der Sportredaktion unserer Zeitung in Kempten. Er bloggt unter www.allgaeu-aisdauer.de

Die Blutschwestern

Kriminalität Die Südafrikanerinnen Eileen de Jager und Roelien Schotte haben 2000 Tatorte gereinigt – unter anderem das Haus von Oscar Pistorius

VON CHRISTIAN PUTSCH

Pretoria Die Tasse irritiert. Auf das Porzellan ist rote Farbe gedruckt, sodass es aussieht wie Blut, das langsam in Richtung des Firmen-Logos von „Crime Scene Clean Up“ zu fließen scheint, der größten Firma für die Reinigung von Tatorten in Südafrika. Eileen de Jager brauche noch etwas, hatte die Sekretärin gesagt. „Einen Kaffee in der Zwischenzeit?“

Ach die Tassen, sagt de Jager, als sie schließlich den Besucherraum betritt. Ein Mitarbeiter habe sie anfertigen lassen und ihr geschenkt, das sei natürlich kein Werbebeschenk oder so. „Wir verwenden sie nur hier im Hauptquartier“, sagt die 34 Jahre alte Südafrikanerin, „das ist unsere Art, mit dem Stress umzugehen.“ 2013 Tatorte hat sie in den vergangenen 14 Jahren gereinigt, so viele wie niemand in Südafrika. An diese Zahl reicht lediglich ihre Schwester Roelien Schotte, 33, heran, mit der sie die Firma einst gegründet hat.

Ihre Firma war auch mit der Reinigung von Oscar Pistorius' Haus beauftragt. In der Nacht zum Valentinstag hatte der Prothesensprinter angeblich versehentlich seine Freundin Reeva Steenkamp durch die geschlossene Badezimmertür erschossen. Der 26-jährige Paralympics-Star, der derzeit gegen eine Kaution von 84000 Euro auf freiem Fuß ist, muss sich vom 3. März 2014 an wegen Mordes vor Gericht verantworten. Am Montag wurden nun die exakten Anklagepunkte verlesen. Nachdem die Polizei nach der Tat alle Spuren gesichert hatte, war Eileen de Jager an der Reihe.

Kurz vor der letzten Anhörung im Juni hatten Fotos des blutverschmierten Tatorts, die der TV-Sender Sky News veröffentlicht hatte, die Nation verstört. Für Eileen de Jager sind sie Alltag. Es gab Wochen, da hat sie sechs oder sieben Tatorte pro Woche gereinigt.

Ihr Büro liegt unscheinbar in einem Industriegebiet von Pretoria, sie teilt sich das Gelände mit Firmen für Schaltanlagen und Geflügel-



Die Schwestern Roelien Schotte (links) und Eileen de Jager betreiben in Südafrika eine Firma, die Tatorte reinigt. Foto: privat

zuchtmaschinen. Eine Firma, die man nur findet, wenn man sie braucht. „Blodsusters“ steht auf dem Fenster neben der Eingangstür. Das ist Afrikaans, übersetzt bedeutet es: „Blutschwestern“. An der Wand hängt eine Auszeichnung der Berufsvereinigung, daneben gehrauchte Fotos der Schwestern in Schutzkleidung. Sie lächeln auf dem

Foto. „Wir machen diesen Job mit Leidenschaft“, sagt de Jager, Mutter von zwei Kindern, die rasant zwischen Ernsthaftigkeit und erstaunlicher Fröhlichkeit wechseln kann, „die Tat, sei es Mord, Selbstmord, Einbruch, Totschlag, verursacht allein schon so viel Trauma. Wir ersparen ihnen wenigstens die Reinigung. Die Dankbarkeit, die

wir dafür bekommen, ist unglaublich.“ Zudem sei der Job zu anspruchsvoll für Laien. Jedes Team hat einen Auto-Anhänger mit Spezialausrüstung wie zum Beispiel zehn verschiedene Chemikalien, um Infektionsgefahren auszuschließen.

In England, wo sie zur Finanzierung ihres Studiums die ersten Tatorte reinigte, garantiert der Staat für die Reinigung. In Südafrika müssen das viele Familien selbst organisieren. Die Polizei kümmert sich nicht darum, und nur wenige wissen, dass es spezialisierte Firmen gibt. Die beiden Schwestern sahen nach ihrer Rückkehr den Mangel und gründeten die Firma – zum Entsetzen des Vaters, einem Arzt, dem die Töchter ihren Job über Jahre hinweg verschwiegen hatten.

Dabei hatte der ungewöhnliche Job in den ersten Jahren schlimme Auswirkungen auf ihr Leben. „Man wird paranoid, komplett paranoid“, erzählt Eileen de Jager, „ich habe meinen Kindern nicht mehr erlaubt, aus dem Haus zu gehen, weil ich es für zu gefährlich hielt. Ich habe sie

nicht alleine gelassen, weder bei unserer Haushaltshilfe noch bei Freunden. Meine Schwester wurde ein Hygienefreak, wusch sich die Hände zwanghaft immer wieder.“

Inzwischen hat sich ihr Leben etwas normalisiert. Sie wohnt sicherer als die meisten Südafrikaner, in einer Siedlung mit Eingangskontrolle, elektrischem Zaun, Sicherheitsdienst und Hunden. Doch es ist ein täglicher Kampf gegen die Erschöpfung, die Versuchung, einfach aufzugeben, etwas anderes zu machen. Besonders wenn sie die Wut überkommt angesichts der oft schlampigen Polizeiarbeit. Und wenn sie geschönte Statistiken liest. De Jager glaubt nicht daran, dass die Zahl der Morde beständig fällt, wie es die Regierung seit Jahren vermeldet. Vor kurzem war sie bei einer Konferenz zum Thema Farmmorde. Dort hieß es, es seien laut offizieller Statistik im Vorjahr 72 Morde auf südafrikanischen Farmen verübt worden. De Jager meldete sich zu Wort: „Wir haben allein im Großraum Johannesburg 88 gereinigt.“